

# Platzierungen im Innen – Positionierungen nach Außen

## Jüdische Wohlfahrtspraktiken im Metropolraum Berlin als *Writing Difference* (1890–1917)

---

Anna Michaelis

### Abstract

*Given the manifold socio-cultural and demographic challenges faced by the Jewish minority at the end of the nineteenth century, middle-class Jews developed complex strategies of distinction from marginalized groups within the Jewish community. Based on records of Jewish occupational care and welfare for migrants in the Berlin metropolitan area around 1900, this paper shows how the spatial placement of welfare institutions in the city and their architectural-topographical design inscribed and fixed constructions of gender, economic and ethnic differences. After a brief look at the contemporary Jewish urban space in Berlin, subsequent sections elaborate on the placement of certain institutions on the periphery for the purpose of enforcing social discipline and distinction through spatial proximity and distance as essential strategies of bourgeois Jewish doing difference. The functioning of these practices also points to generalizable findings, which include the need to take into account the coupling effects of architectural-spatial arrangements and bodies and to keep an eye on the interference of different territorial networks of relationships.*

### Keywords

*Jewish Welfare, Modern Jewish History, Imperial Germany, Social Differentiation, Social Discipline*

Der Berliner Rechtsanwalt Hermann Makower (1830–1897) konnte in seinen letzten Jahren auf ein bewegtes Leben zurückblicken: Im Alter von neun Jahren von den Eltern aus seinem Heimatort Santomischel (heute: Zaniemyśl) in Posen nach Berlin zur Schulausbildung geschickt, lebte er zunächst in ärmlichen Verhältnissen, durchlief das Gymnasium, studierte Jura und wurde schließlich zum renommierten Juristen und herausragenden Repräsentanten der *Jüdischen Gemeinde Berlin*.<sup>1</sup> Makower engagierte sich überdies intensiv für die wohltätigen Belange der *Jüdischen Gemeinde*. Er gründete im Berliner Vorort Pankow mit dem *Erziehungshaus Pankow* und dem *Mädchenhaus Pankow* gleich zwei Institutionen der jüdischen Berufsfürsorge und prägte

---

1 Vgl. Bernhard Breslauer, Hermann Makower (Schluß), in: Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 17, 29.4.1898, S. 200–202, hier S. 200 f.; Felix Makower, Erinnerungen von Felix Makower an seinen Vater Hermann Makower, Calau 1908, S. 2–4, Online-Ressource des Center for Jewish History, [http://digital.cjh.org:80/R/-?func=dbin-jump-full&object\\_id=553678&silo\\_library=GEN01](http://digital.cjh.org:80/R/-?func=dbin-jump-full&object_id=553678&silo_library=GEN01) (letzter Zugriff 6.1.2020).

die Nachfolgeeinrichtung des *Erziehungshauses*, das *Zweite Waisenhaus der jüdischen Gemeinde*, als Direktor entscheidend in ihrer Entwicklung.

In Makowers Biografie verbinden sich zwei Charakteristika, die typisch für jüdische Mitglieder der oberen Mittelschicht des deutschen Kaiserreiches waren, die sich am Ende des 19. Jahrhunderts bereits im fortgeschrittenen Lebensalter befanden. Zum einen betrifft dies die Erfahrung eines beträchtlichen sozialen und ökonomischen Aufstiegs, dem häufig – so auch im Falle Makowers – die Migration aus der Provinz Posen nach Westen vorausging.<sup>2</sup> Zum anderen waren bürgerliche Jüdinnen und Juden im wilhelminischen Deutschland in hohem Maße philanthropisch tätig. Engagierten sie sich seit der jüdischen Aufklärung und der rechtlichen Emanzipation auch intensiv in der allgemeinen Wohltätigkeit, so war die Fürsorge und Empathie gegenüber bedürftigen Glaubensgenossinnen und -genossen ein Kern traditioneller jüdischer Philanthropie, der in der Moderne Bestand hatte.

Der soziale und wirtschaftliche Eintritt ins Bürgertum, der von jüdischen Philanthropinnen und Philanthropen des ausgehenden 19. Jahrhunderts teils noch selbst erlebt worden war, der rassistisch-biologistische Antisemitismus als Bedrohung des Judentums und schließlich eine gesteigerte jüdische Präsenz in der städtischen Öffentlichkeit durch die Einwanderung habituell erkennbarer Jüdinnen und Juden aus Osteuropa – diese Faktoren bedingten eine neue Wissensordnung über die Position des jüdischen Bürgertums in der Gesellschaft des Deutschen Reiches.<sup>3</sup> Das betraf auch die Gewissheit über den nach wie vor prekären Status jüdischer Existenz in der Gesellschaft, obgleich die ökonomische Integration geglückt war und Teile der jüdischen Minorität mit akkulturiertem Selbstbewusstsein am öffentlichen Leben partizipierten.

Vor diesem Hintergrund entwickelten bürgerliche Jüdinnen und Juden komplexe Verhaltensstrategien gegenüber »anderen« Mitgliedern des Judentums wie etwa aus Osteuropa Eingewanderten, Arbeitslosen und Obdachlosen, Müttern außerehelicher Kinder oder psychisch Kranken, die zwischen Abgrenzung im Sinne eines *othering*<sup>4</sup> und der Herstellung von (mitunter auch räumlicher) Nähe oszillierten.<sup>5</sup>

2 Vgl. David Schick, Posen, in: Dan Diner (Hg.), Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 4: Ly–Po, Stuttgart 2016, S. 599–606, hier S. 604.

3 Zu der Frage, auf welche Weise die antisemitische Bewegung Stereotype über osteuropäische Jüdinnen und Juden für ihre Zwecke nutzte und welche Auswirkungen dies gemeinsam mit dem obrigkeitlichen Handeln auf die Haltung gegenüber den osteuropäisch-jüdischen Durchwandernden innerhalb der deutsch-jüdischen Gemeinschaft hatte, vgl. Jack Wertheimer, *Unwelcome Strangers. East European Jews in Imperial Germany*, New York 1987, S. 23–41. Wertheimer warnt zudem vor der Gefahr der Pauschalisierung individueller Äußerungen und Akte in Bezug auf die jüdischen Migrantinnen und Migranten aus Osteuropa (vgl. ebd., S. 143 f.).

4 Vgl. zu den Theorien des *othering*, die von Simone de Beauvoirs Konzept der diskursiven Konstruktion der Frau als »Andere« im Gegensatz zum Mann als Norm ausgehen, den instruktiven Aufsatz von Lajos Brons, *Othering. An Analysis*, in: *Transcience* 6 (2015) 1, S. 69–90.

5 Der analytische Fokus dieser Untersuchung liegt auf den Strategien der Distinktion des jüdischen Bürgertums gegenüber als different markierten Gruppen des Judentums. In diesem Kontext soll ausdrücklich klargestellt werden, dass dieses *doing difference* nur eine Dimension jüdischer Wohlfahrtspraktiken darstellte, die wesentlich von genuiner Empathie und Hilfsbereitschaft geprägt war, insbesondere angesichts des antisemitischen Diskurses jedoch stets in der Ambivalenz zwischen Mitgefühl und Abgrenzung verharrte.

Der vorliegende Beitrag zeigt am Beispiel der jüdischen Berufs- und Wandererfürsorge in Berlin um 1900, dass jüdische Wohlfahrtsorganisationen durch die Platzierung ihrer Institutionen in der Metropolregion Berlin unterschiedliche Formen von bürgerlich-jüdischer Distinktion gegenüber als different markierten Mitgliedern der jüdischen Gemeinschaft in den Raum ein- und damit festschrieben. Welchen impliziten Strategien folgten diese Einschreibungen von Differenz? Wie wurden unterschiedliche Kategorien von Differenz – in diesem Kontext Geschlechtsidentität, soziologisch-ökonomische Schichtzugehörigkeit und geographisch-kulturelle Herkunft – in den Figurationen stadträumlicher Distinktionsstrategien wirksam und in Beziehung zueinander gesetzt?

Nachdem zunächst knapp das jüdische Stadtraumgeflecht im Berlin der Jahrhundertwende skizziert wird, strukturieren sich die folgenden Abschnitte nach den wesentlichen impliziten Strategien der Einschreibung bürgerlich-jüdischer Distinktion gegenüber den »Rändern« der jüdischen Gemeinschaft, nämlich die Platzierung in der Peripherie zum Zweck der Sozialdisziplinierung und die Distinktion durch räumliche Nähe und Distanz. Es schließt sich ein kurzer Ausblick auf Zwecke der stadträumlichen Zuweisung jenseits von Differenzierungspraktiken an. Im Fazit werden die im Hauptteil vorgestellten Strategien des stadträumlichen und architektonisch-planerischen *doing difference*<sup>6</sup> gebündelt und über den konkreten Untersuchungsgegenstand hinausweisende Erkenntnisse aus ihnen abgeleitet.

## Berlin – Verfertigung eines jüdischen Stadtgeflechts

Eine nach religiös-kulturellem Anschluss suchende jüdische Besucherin Berlins um 1900 würde ihren Schritt wohl fast zwangsläufig in Richtung der im späteren Berlin Mitte gelegenen Spandauer Vorstadt richten. Dort befanden sich mit der *Neuen Synagoge* als Gotteshaus des liberal-akkulturierten Judentums, der Reformsynagoge in der Johannisstraße und der – im unmittelbar angrenzenden Altberliner Marienviertel gelegenen – *Alten Synagoge* in der Heidereutergasse für das orthodoxe Judentum die wichtigen Synagogen der Hauptströmungen des zeitgenössischen Judentums.<sup>7</sup> Diese Ansammlung zentraler Synagogenbauten markiert den historischen Stadtkern architektonisch als jüdischen Siedlungsschwerpunkt im Berlin der Kaiserzeit. Trotz zunehmender Siedlungsverschiebungen in die äußeren Stadtbezirke lebten im Jahr 1910 immer noch etwa 23 Prozent der jüdischen Bevölkerung Berlins im alten Zentrum der Stadt.<sup>8</sup> In den 1880er Jahren erfreuten sich bei den Berliner Jüdinnen und Juden Viertel nahe dem historischen Alt-Berlin großer Beliebtheit, wie z. B. Luisenstadt und Friedrichstadt, besonders jedoch die Spandauer Vorstadt.<sup>9</sup>

6 Candace West/Sarah Fenstermaker, *Doing Difference*, in: *Gender and Society* 9 (1995), S. 8–37.

7 Vgl. Ulrich Wyrwa, *Das jüdische Berlin der Kaiserzeit*, in: Arno Herzog/Cay Rademacher (Hg.), *Die Geschichte der Juden in Deutschland*, Hamburg 2007, S. 138–149, hier S. 140.

8 Vgl. ebd., S. 141.

9 Vgl. Chana Schütz, *The Imperial Era (1871–1918)*, in: Andreas Nachama/Julius H. Schoeps/Hermann Simon (Hg.), *Jews in Berlin. A Comprehensive History of Jewish Life and Jewish Culture in the German Capital up to 2013*, New York 2013, S. 89–136, hier S. 94.

Schnell würde die imaginierte Besucherin auf ihrem Streifzug durch die Spandauer Vorstadt auch auf traditionsreiche jüdische Wohlfahrtseinrichtungen treffen. So befanden sich etwa die 1837 gegründete *Armenkommission der jüdischen Gemeinde* mit ihren Büros auf der Rosenstraße 2–4 an der Grenze zur Spandauer Vorstadt, ebenso fanden sich im alten Zentrum das *Israelitische Krankenhaus* und das jüdische Altersheim.<sup>10</sup>

Am östlichen Rand der Spandauer Vorstadt wandelte sich das auch durch jüdische Einrichtungen mitgeprägte Straßenbild gediegener und repräsentativer Bauten deutlich: Hier befand sich das Scheunenviertel, in dem vor allem arme jüdische Migrantinnen und Migranten aus Osteuropa lebten.<sup>11</sup> In unmittelbarer Nähe zum Zentrum des Berliner jüdischen Lebens mit seinen Synagogen und Wohlfahrtseinrichtungen suchten diese auf der Flucht vor ökonomischer Not und antisemitischer Verfolgung in ihren Heimatländern hier Zuflucht. Unter bedrückenden Bedingungen von Platzmangel und wirtschaftlichem Elend wandelte sich das Scheunenviertel seit den 1880er Jahren zum kulturellen, religiösen und ökonomischen Mittelpunkt des osteuropäischen Judentums in Berlin.<sup>12</sup>

Im Laufe des Kaiserreiches wurden zahlreiche weitere Synagogen in anderen Berliner Stadtteilen errichtet, so etwa in Kreuzberg, Prenzlauer Berg und Charlottenburg.<sup>13</sup> An dieser Bautätigkeit lässt sich ein Berliner Spezifikum in der stadträumlichen Verteilung der jüdischen Bevölkerung im Vergleich zu anderen jüdischen Metropolen wie etwa Hamburg verdeutlichen: Lebten etwa im Hamburger Grindel vierzig Prozent der jüdischen Stadtbevölkerung,<sup>14</sup> verteilte sich die jüdische Bevölkerung Berlins gleichmäßiger über das Stadtgebiet. Der Volkszählung des Jahres 1910 zufolge siedelten in Charlottenburg sechzehn Prozent der jüdischen Bevölkerung Berlins, in Prenzlauer Berg etwa dreizehn Prozent, in Tiergarten etwa elf Prozent, knapp neun Prozent in Schöneberg, und etwa sieben Prozent in Wilmersdorf.<sup>15</sup> Diese Verteilung lässt sich dadurch erklären, dass die jüdische Bevölkerung in Folge ihres wirtschaftlichen Aufstiegs bessere Wohnlagen vor allem westlich des Zentrums zu bevorzugen begann.<sup>16</sup>

10 Vgl. Wyrwa, Berlin, S. 140; Schütz, Era, S. 94.

11 Vgl. zum Scheunenviertel maßgeblich Anne-Christin Saß, Berliner Luftmenschen. Osteuropäisch-jüdische Migranten in der Weimarer Republik, Göttingen 2012; dies, Scheunenviertel, in: Dan Diner (Hg.), Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 5: Pr–Sy, Stuttgart 2014, S. 352–358. Zwischen 1880 und 1914 durchwanderten etwa zwei Millionen osteuropäische Jüdinnen und Juden das Deutsche Reich auf ihrer Reise nach Übersee. Insgesamt ließen sich bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs etwa 78.000 von ihnen dauerhaft in Deutschland nieder. Vgl. Inge Blank, »... nirgends eine Heimat, aber Gräber auf jedem Friedhof«. Ostjuden in Kaiserreich und Weimarer Republik, in: Klaus J. Bade (Hg.), Deutsche im Ausland, Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992, S. 324–332, hier S. 326.

12 Vgl. Saß, Scheunenviertel, S. 352 f.

13 Vgl. Wyrwa, Berlin, S. 144.

14 Vgl. Beatrix Piezonka/Ursula Wamser, Von der Neustadt zum Grindel, in: Ursula Wamser/Wilfried Weinke (Hg.), Eine verschwundene Welt. Jüdisches Leben am Grindel, Springe 2006, S. 16–23, hier S. 20.

15 Vgl. Wyrwa, Berlin, S. 141.

16 Vgl. Reinhard Rürup, Jewish History in Berlin – Berlin in Jewish History, in: Leo Baeck Institute Yearbook 45 (2000), S. 37–50, hier S. 41; Wyrwa, Berlin, S. 141.

Richtete sich der Blick vom historischen Zentrum Berlins im Jahr 1910 in die nordöstliche Peripherie, ergab sich ein gänzlich anderes Bild jüdischer Siedlungspräsenz: Im Vergleich zum gesamten Berliner Stadtgebiet (4,7 Prozent jüdischer Bevölkerungsanteil) hatte der Vorort Pankow, der bis 1920 zum Landkreis Niederbarnim gehörte, mit 1,7 Prozent einen nur geringen jüdischen Bevölkerungsanteil.<sup>17</sup> Im Ortsteil Pankow konzentrierte sich die jüdische Wohnbevölkerung auf die Breite Straße, Schönholzer Straße, Parkstraße, Mühlenstraße und Berliner Straße, in denen auch die hier untersuchten jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen zu finden waren.<sup>18</sup>

Fast auf einer Achse vom Zentrum Berlins in die nordöstliche Peripherie lagen also drei wichtige Kulminationspunkte jüdischer Präsenz ganz unterschiedlichen Charakters und in unterschiedlichen Relationierungen zueinander – das historische Zentrum Berlins mit der Spandauer Vorstadt, das sich anschließende Scheunenviertel und schließlich, jenseits der historischen Stadtmauern sowie der Stadtteile Gesundbrunnen und Prenzlauer Berg, der Vorort Pankow. Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass Wohlfahrtsorganisationen und -vereine bzw. jüdische Wohltäterinnen und Wohltäter ihre Institutionen im städtischen Raum platzierten, indem sie *mitunter* das Spannungsverhältnis zwischen Zentrum und Peripherie nutzten. Mögen bei der Wahl von Pankow für die Ansiedlung jüdischer Wohlfahrtsinstitutionen auch andere Faktoren wie finanzielle Erwägungen, bürokratische Vorgaben und der Rückgriff auf bereits bestehende jüdische Infrastruktur eine bedeutende Rolle gespielt haben, so war die sichtbare Etablierung von Differenzen wenn nicht einziger Beweggrund so doch wesentliches Ergebnis der stadträumlichen Platzierung.

Um diese Differenzierungen näher untersuchen und auch theoretisch fassen zu können, wird unter anderem auf die begrifflich-analytische Theoriebildung Saskia Sassens zur Territorialität in Abgrenzung zum staatlichen Territorium zurückgegriffen.<sup>19</sup> Mithilfe Ssassens Auffassung von Territorialität als eine von ökonomischen, sozialen und politischen Bindungen geprägte Größe<sup>20</sup> wird gezeigt, wie deutsche Jüdinnen und Juden in ihrem sozialpolitischen Engagement die jüdische Dimension von städtischen Räumen territorialisierend geprägt haben und dabei unterschiedliche Formen von Differenz in den städtischen Raum einschrieben. Raum wird hier als eine multidimensionale Instanz begriffen, in der unterschiedlichste Relationierungen als raumkonstituierend wahrgenommen werden können, etwa kommerzielle Strukturen, das Netz kultureller Institutionen, oder – wie hier untersucht – die Verteilung wohltätiger Institutionen einer religiös-kulturellen Minorität als Medium der Einschreibung von sozialer Differenzierung nach Innen und Außen.

17 Vgl. Inge Lammel, Jüdische Bevölkerung in Pankow, in: Inge Lammel (Hg.), Jüdisches Leben in Pankow. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation, Berlin 1993, S. 13–17, hier S. 13.

18 Vgl. ebd., S. 14, 17.

19 Saskia Sassen, When Territory Deborders Territoriality, in: *Territory, Politics, Governance* 1 (2013) 1, S. 21–45, hier insb. S. 27.

20 Vgl. ebd., S. 29.

## Sozialdisziplinierung durch Isolation in der Berliner Peripherie – Jüdische Lehrlinge und Hausmädchen in Ausbildung in Pankow

Der heutige Berliner Stadtteil Pankow wurde in den 1890er Jahren zum Zentrum der Bemühungen der Berliner jüdischen Berufsfürsorge. Hier siedelten sich das *Mädchenhaus Pankow* (1894), das *Erziehungshaus Pankow*, das später zum *Zweiten Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde Berlin* (1890) wurde, und das *Lehrlingsheim Pankow* (1896) an. Bei der Wahl des Standortes erwies sich insbesondere die räumliche Distanz zum Berliner Stadtleben als vorteilhaft. Wie die *Allgemeine Zeitung des Judentums* in ihrem Artikel über das im Bau befindliche *Lehrlingsheim Pankow* betonte, hatten die Zöglinge von Pankow aus nicht die Möglichkeit, den Verlockungen des Stadtlebens zu folgen:

»Indessen haben scharfsichtige Männer [...] über mittel [!] und Wege nachgedacht, wie angesichts der zunehmenden Gefahren, denen der heranwachsende Jüngling in dem Treiben der Weltstadt ausgesetzt ist, nach vollendeter Tagesarbeit sowie an arbeitsfreien Tagen eine wirksame Beaufsichtigung ihrer Lehrlinge zu ermöglichen wäre.«<sup>21</sup>

Die Platzierung von drei der fünf Institutionen der Berliner jüdischen Berufsfürsorge in der Peripherie trug wesentlich dazu bei, den disziplinierenden Einfluss der Fürsorgeeinrichtungen auf die Freizeitgestaltung ihrer Zöglinge auszuweiten.

Bei der architektonischen Gestaltung solcher Institutionen gingen Disziplinierung nach innen und Repräsentation nach außen miteinander Hand in Hand, wie sich am Beispiel des *Zweiten Waisenhauses der jüdischen Gemeinde* exemplarisch zeigen lässt: Nach einem Brand im Dachstuhl des alten Gebäudes im Jahr 1911 wurde der renommierte Architekt Alexander Beer mit der Gestaltung eines Neubaus beauftragt, der im September 1913 eingeweiht werden konnte.<sup>22</sup> Die barockisierende Außenfassade des viergeschossigen Baus vermittelte nach außen hin Geschlossenheit, Würde und Disziplin, wie Sylvia Müller-Pfeifruck in ihrer bauhistorischen Einordnung herausarbeitet. Mit der weithin sichtbar auf dem Risalitgesims platzierten Inschrift »II. Waisenhaus der jüdischen Gemeinde« wurde der Öffentlichkeit selbstbewusst verkündet, dass es sich hier um eine jüdische Institution handelte.<sup>23</sup> Nach innen hin nutzte Beer das disziplinierende Potential architektonischer Innenraumgestaltung. Die Flurhalle des Erdgeschosses war in einer strengen Formsprache gestaltet. Gleichzeitig vermittelten mit Motiven aus deutschen Märchen gestaltete Reliefs, die in ähnlicher Form auch in vergleichbaren nichtjüdischen Einrichtungen zu finden waren, den Zöglingen eine Identifikation mit der deutschen Kulturtradition.<sup>24</sup> Zentral positioniert zwischen Speise- und Arbeitssaal befand sich außerdem eine Stiftertafel, die Zöglinge wie Besucher daran erinnerte, wem die Einrichtung zu verdanken war.<sup>25</sup> Mittels solcher nach

21 N. N., Das Lehrlingsheim in Pankow, *Allgemeine Zeitung des Judentums*, Nr. 43, 25.10.1895, S. 508 f., hier S. 509.

22 Vgl. Sylvia Müller-Pfeifruck, Das II. Jüdische Waisenhaus 1912/13. Gestalt – Nutzung – Bauhistorische Bewertung, in: Peter-Alexis Albrecht (Hg.), *Verstörte Kindheiten. Das Jüdische Waisenhaus in Pankow als Ort der Zuflucht, Geborgenheit und Vertreibung*, Berlin 2008, S. 143–170, hier S. 143 f.

23 Vgl. ebd., S. 145, 147.

24 Vgl. ebd., S. 155.

25 Vgl. ebd.

innen und außen wirksamen Strategien der Einschreibung in Schrift, Bildsprache und Architektur signalisierten jüdische Wohlfahrtsinstitutionen ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft und Tradition und nutzten gleichzeitig die Möglichkeiten dieser Instrumentarien, um ihre Zöglinge im Sinne ihrer Normen und Werte zu beeinflussen. Um die Zusammenhänge dieser unterschiedlichen Dimensionen von Einschreibungen in Subjekte/Körper, Stadträume und architektonische Arrangements konkret greifbar zu machen, werden im Folgenden die stadtsoziologisch orientierten Überlegungen Bernd Belinas und Anke Strüvers zu Normierung von Subjekten durch Platzierungen in urbanen Räumen herangezogen.

Belina und Strüver gehen davon aus, dass die Normierung von als normal bzw. deviant markierten Kindern und Jugendlichen »durch das [stadträumliche] Platzieren und Platziertwerden entlang gesellschaftlich definierter Subjektpositionen bzw. Identitäts- und Differenzkategorien wie Alter, Geschlecht, Nationalität etc.«<sup>26</sup> stattfindet. Fokussieren Belina und Strüver eher auf die »Subjektconstitution«,<sup>27</sup> beziehen sich die folgenden Überlegungen in erster Linie auf den Raum als Variable, in die geschlechtliche, soziale und herkunftsbezogene Differenz mittels der Positionierung von Gebäuden und mithin Körpern eingeschrieben werden. Der Anregung Belinas und Strüvers folgend, auch »Akte [...] der performativ-materialisierten Konstitution«<sup>28</sup> in den Blick zu nehmen, interessiert sich diese Untersuchung neben diskursiven Aussagen und performativen Praktiken für die materielle Einschreibung von Differenz durch Platzierungen von Fürsorgeinstitutionen und damit ihrer Insassen im urbanen Zentrum und in der Peripherie. Sie richtet den Blick damit auch auf die Rückkopplungseffekte zwischen Gebäuden und Körpern, bzw. architektonischen und körperbezogenen Praktiken.

Das *Lehrlingsheim Pankow e. V.* wurde im Mai 1896 als Heimstätte für 50 bis 60 Zöglinge auf der Mühlenstraße 20 (nach Umnummerierung 1909 Mühlenstraße 24) in Pankow eröffnet.<sup>29</sup> Die Ausbildung fand in Berliner Handwerksschulen statt, die zum Teil unentgeltliche Freistellen anboten und deren Besuch durch den Verein überwacht wurde.<sup>30</sup> In der Geschichte des *Lehrlingsheims Pankow* griffen die Praktiken der traditionellen Berufsumschichtung aus der Emanzipationszeit mit den jugendfürsorglichen Innovationen der 1890er Jahre ineinander.

Die jüdische Berufsumschichtung als Projekt des deutsch-jüdischen Bürgertums und Kind der Emanzipationszeit im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte die »bürgerliche Verbesserung der Juden« als deren Wegführung von »unproduktiven« Beru-

26 Bernd Belina/Anke Strüver, Junge Menschen als gefährliche und gefährdete Raumeigner\_innen. Zum Verhältnis von Kindheit/Jugend, Risiko und (städtischem) Raum in der Humangeographie, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 84 (2010) 3, S. 217–235, hier S. 223.

27 Ebd.

28 Ebd.

29 Vgl. »Erster Verwaltungs-Bericht des Vereins Lehrlingsheim Pankow 1897«, 1897, Centrum Judaicum Archiv (CJA), 1 A Be 2, Nr. 326 #556, Bl. 4v; »Fünfter Verwaltungs-Bericht des Vereins Lehrlingsheim Pankow 1. April 1901 bis 31. März 1902«, März 1902, CJA, 1 A Be 2, Nr. 326 #556, Bl. 90v; Inge Lammel, Israelitische Erziehungsanstalten, in: dies (Hg.), Jüdisches Leben in Pankow. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation, Berlin 1993, S. 257–259, hier S. 257.

30 Vgl. Satzungen des Vereins *Lehrlingsheim Pankow*, 30.6.1897, CJA, 1 A Be 2, Nr. 326 #556, Bl. 69v; »Erster Verwaltungs-Bericht des Vereins Lehrlingsheim Pankow 1897«, 1897, CJA, 1 A Be 2, Nr. 326 #556, Bl. 4v.

fen im Handel und im Finanzsektor zum Ziel.<sup>31</sup> Männliche Jugendliche aus der unteren Mittelschicht und der Unterschicht sollten zu Landwirten und Handwerkern, weibliche Jugendliche zu hauswirtschaftlichem Personal ausgebildet werden.

Die Anliegen der Berufsumschichtung bzw. »Produktivierung« als spezifisch jüdisches Projekt verbanden sich im ausgehenden 19. Jahrhundert mit neuen Entwicklungen in der Fürsorge und Sozialarbeit. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entdeckte die allgemeine wie auch die jüdische Wohlfahrt »den Jugendlichen« als Objekt von Fürsorgebestrebungen. Diese sollten Heranwachsende insbesondere aus der urbanen Unterschicht vor »Verwahrlosung«, also Phänomenen wie der Vagabondage, der sexuellen Promiskuität und dem Abrutschen in die Kriminalität, bewahren.<sup>32</sup> Mit der Einrichtung von geschlossenen Fürsorgeinstitutionen verfolgte die jüdische Berufsfürsorge zwar oberflächlich betrachtet eine ähnliche Strategie wie Einrichtungen der Fürsorgeerziehung, doch wurden hier sozialdisziplinatorische Maßnahmen mit beruflicher Ausbildung verbunden.<sup>33</sup>

Zu den wichtigsten Praktiken, mittels derer die Zöglinge der jeweiligen Institutionen diszipliniert wurden, gehörte in der Regel ein bis ins kleinste Detail durchgetakteter Arbeits- und Freizeitalltag, im Falle des *Mädchenhauses Pankow* ein zwölfstündiger Arbeitstag. Bei den männlichen Institutionen der Berufsfürsorge wurde Wert auf Exerzierübungen gelegt. Im *Zweiten Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde* wurden die Kinder kahlgeschoren und – so legen es Fotos nahe – mussten Uniformen tragen, um als Zöglinge der Einrichtung kenntlich zu sein.<sup>34</sup> Den Zöglingen der Waisenanstalt wurde auf diese Weise in den Körper eingeschrieben, dass sie einer dem jüdischen Bürgertum differenten Gruppe angehörten, die es zu disziplinieren galt.

Einerseits war die Existenz des *Erziehungshauses* unmittelbar abhängig von der Nähe zur Großstadt, in der sich die Lehrbetriebe befanden, in denen die Jugendlichen ausgebildet wurden. Makower selbst räumte ein, »[d]ie Schwierigkeit, daß die meisten Kinder in Berlin in der Lehre waren und täglich aus dem Vororte – manchmal zu sehr früher Stunde – nach Berlin wandern und Abends zurückwandern oder fahren mußten, war Anfangs höchst belästigend«,<sup>35</sup> hätte »sich aber mit der Zeit als überwindlich

31 Tanja Rückert, Produktivierungsbemühungen im Rahmen der jüdischen Emanzipationsbewegung (1780–1871). Preußen, Frankfurt a. M. und Hamburg im Vergleich, Münster 2005, S. 85. Zur Geschichte der jüdischen Berufsumschichtung vgl. ferner: Tamar Bermann, Produktivierungsmythen und Antisemitismus. Eine soziologische Studie, Wien 1973; Angelika Kipp, Jüdische Arbeits- und Berufsfürsorge in Deutschland 1900–1933, Berlin 1999.

32 Vgl. Detlev Peukert, Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932, Köln 1986, S. 47, 52–54, 157.

33 Zur jüdischen Fürsorgeerziehung vgl. grundlegend Claudia T. Prestel, Jugend in Not. Fürsorgeerziehung in deutsch-jüdischer Gesellschaft, 1901–1933, Wien 2003. Geschlossene Institutionen sind solche, in denen die Rezipientinnen und Rezipienten der Fürsorge untergebracht wurden, im Gegensatz zu den Angeboten der offenen Fürsorge, die sich an Personen richteten, die in ihrem Wohnumfeld verblieben.

34 Vgl. Makower, Erziehungshaus, S. 149; Max Frühauf, Das Zweite Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, in: Inge Lammel (Hg.), Jüdisches Leben in Pankow. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation, Berlin 1993, S. 238–256, hier S. 243, 246; Inge Lammel, Das Mädchenhaus Pankow. Die Mühlenstraße 77, in: dies (Hg.), Jüdisches Leben in Pankow, S. 267–274, hier S. 267 f.

35 Makower, Erziehungshaus, S. 150.



erwiesen.«<sup>36</sup> Distanz und Nähe zur Metropole mussten also genau austariert werden, Peripherie und Zentrum waren territorial aneinander gebunden und Teil eines in den Stadtraum eingeschriebenen jüdischen Beziehungsgeflechts. Diese Bindung wurde zum einen etabliert durch die Platzierung der Einrichtungen der jüdischen Berufsfürsorge im Vorort Pankow und zum anderen durch den täglichen Weg, den die jüdischen Lehrlinge ins Stadtzentrum nahmen. Die Einschreibung hatte also in der Platzierung von Gebäuden eine materielle und in der Platzierung und dadurch bedingten regelmäßigen Bewegung von Körpern eine performativ-habituelle Dimension.

Andererseits war es nur in der Abgeschiedenheit des Vorortes möglich, die Jugendlichen einem disziplinarischen Regime zu unterwerfen, das Makower folgendermaßen beschrieb:

»Dies [die Jugendlichen zu disziplinieren, Anm. d. Verf.] war nur dadurch möglich, daß die Lehrlinge im Erziehungshause übernachteten und ihre Sonntage und Feiertage dort zubrachten. Sie blieben daher unter immer wiederkehrender Bewachung des Lehrers, und sein Einfluß hat [...] das unbewußte Einlenken der Lehrlinge in falsche Bahnen verhindert.«<sup>37</sup>

Welchen »falschen Bahnen« hier präventiv entgegengewirkt werden sollte, wird deutlich, wenn Makower von der wiederkehrenden »Klage der Lehrlinge« berichtet,

»[...], daß sie nicht so frei seien wie andere Lehrlinge, daß diese in Bier- und Tanzlokalen sich trafen, während sie zu Hause an freien Tagen spielen und lernen müßten, daß Jene bis in die späte Nacht fortbleiben könnten, während sie zur rechten Zeit sich einfinden müßten.«<sup>38</sup>

Hier traten schichten- und geschlechtsspezifische Gestaltungselemente der jüdischen Berufsfürsorge in Beziehung zueinander: Denn in den Verwahrlosungsdiskursen der Zeit wurde männlichen Jugendlichen vorzugsweise die Vermeidung von Arbeit zugeschrieben, während weiblichen Jugendlichen eher sexuelle Promiskuität unterstellt wurde.<sup>39</sup> Dem Primat der jüdischen Berufsfürsorge folgend, das Stereotyp zu entkräften, Juden seien nicht zur körperlichen und sittlichen Disziplin befähigt,<sup>40</sup> wurden die Einrichtungen der männlichen Berufsfürsorge in Berlin daher ausschließlich in der Peripherie angesiedelt.<sup>41</sup>

---

36 Ebd.

37 Ebd., S. 149.

38 Ebd., S. 150.

39 Vgl. Sharon Gillerman, *Germans into Jews. Remaking the Jewish Social Body in the Weimar Republic*, Stanford 2009, S. 122–125.

40 Uta Lohmann, »Auf der Organisation ruht die Zukunft des Handwerks«. *The History and Activities of Jewish Artisans in Berlin*, in: *Leo Baeck Institute Yearbook* 41 (1996), S. 115–139, hier S. 123; Kipp, *Berufsfürsorge*, S. 12; Rückert, *Produktivierungsbemühungen*, S. 128.

41 In dieser Hinsicht wurde weiblichen Jugendlichen offenbar eine größere Tugendhaftigkeit zugeschrieben. Jedenfalls finden sich in den Berichten der Einrichtungen der weiblichen Berufsfürsorge keinerlei Hinweise auf Disziplinierungsmaßnahmen in Bezug auf Arbeitsvermeidung.

## Distinktionsstrategien durch die Herstellung von Nähe – Weibliche Berufsfürsorge und Waisenfürsorge im städtischen Raum

Bei der männlichen Berufsfürsorge überwog also offenbar das Bemühen ihrer Träger, die »gefährdeten« Zöglinge vor der Arbeitsmoral abträglichen Einflüssen zu schützen. Dagegen steht für die weibliche Berufsfürsorge noch eine weitere Stoßrichtung zur Diskussion, nämlich ihr Streben, sich von den Fürsorgesubjekten sozial zu distinguieren. Mit dem *Jüdischen Mädchenstift* – zunächst auf der Oranienburger Straße 73, später auf der Lothringer Straße 16 und der *Israelitischen Koch- und Haushaltungsschule* des *Israelitischen Heimathauses* im Scheunenviertel (Gormannstraße 3) waren – abgesehen vom *Mädchenhaus Pankow*<sup>42</sup> – die Einrichtungen der weiblich-jüdischen Berufsfürsorge zentral in Berlin verortet.

Im Jahr 1890 wurde das *Jüdische Mädchenstift* mit dem Zweck »arme jüd. Mädchen hauswirtschaftlich auszubilden und für den Dienstbotenberuf vorzubereiten«<sup>43</sup> auf der Oranienburgerstraße 73 eröffnet.<sup>44</sup> Die Zöglinge wurden in allen wichtigen hauswirtschaftlichen Fertigkeiten mit einem Schwerpunkt im Kochen ausgebildet.<sup>45</sup> Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Lothringerstraße 16 schließlich der dauerhafte Sitz des *Mädchenstiftes*, das nun ausreichend Platz für die Unterbringung von 16 Zöglingen (1906) bot.<sup>46</sup>

Die jungen Frauen wurden regelmäßig für mehrere Tage als Hilfskräfte in die Haushalte der Mitglieder des Vereins, der das Stift finanzierte, entsendet und damit das soziale Gefälle zwischen Wohltäterinnen und Wohltätern und den zukünftigen Hausangestellten markiert.<sup>47</sup> Hier zeigt sich, dass auch eine Aufgabe der räumlichen Separierung seitens des jüdischen Bürgertums gegenüber Mitgliedern der jüdischen Unterschicht ein Ausdruck sozialen Distinktionsstrebens sein konnte. Die stadträumliche Nähe zwischen *Mädchenstift* und bürgerlicher Lebenssphäre und das beständige Pendeln der Körper der Fürsorgeobjekte zwischen Wohltätigkeitsinstitution und bürgerlichen Wohnhäusern aktualisierte laufend diese Einschreibung auf architektonisch-räumlicher als auch auf performativ-körperbezogener Ebene. Weitere performative Praktiken bestätigten die Stabilisierung der sozialen Hierarchien innerhalb der städtischen jüdischen Gemeinschaft im Falle der weiblichen Berufsfürsorge: So hatten etwa bei einem Gartenfest im *Mädchenhaus Pankow* die Zöglinge die Aufgabe, die Gäste

42 Das *Mädchenhaus Pankow* wurde 1894 zunächst mit zwölf Zöglingen unter der Leitung von Hermann Makower in der Mühlenstraße 77 eröffnet. Vgl. Lammel, *Mädchenhaus*, S. 267; »Bericht über das Zweite Waisenhaus der jüdischen Gemeinde zu Berlin in Pankow (1901)«, 1901, CJA, 1 A Be 2, Nr. 314 #544, Bl. 5.

43 Armen-Kommission, *Wohlfahrtseinrichtungen*, S. 31.

44 »Dritter Jahresbericht über das Jüdische Mädchenstift (Oranienburger Straße 75)«, 1893, CJA, 1 A Be 2, Nr. 323 #553.

45 Vgl. Bernhard Traubenberg, *Ein Besuch im jüdischen Mädchenstift*, *Allgemeine Zeitung des Judentums*, Nr. 28, 13.7.1894, S. 329–331, hier S. 329.

46 Vgl. »Jüdisches Mädchenstift Berlin, Jahresbericht über 1906«, *Central Archives for the History of the Jewish People Jerusalem (CAHJP)*, D/Be4/337, unpag.; »Vierzehnter Jahresbericht über das Jüdische Mädchenstift (Eingetragener Verein) Lothringerstraße 16 1903«, 1904, CJA, 1 A Be 2, Nr. 323 #553.

47 Vgl. »Achtzehnter Jahresbericht über das Jüdische Mädchenstift (Eingetragener Verein) Lothringerstraße 16 1907«, 1908, CJA, 1 A Be 2, Nr. 323 #553, Bl. 32.

zu bedienen. Bemerkenswerterweise fand das erwähnte Fest anlässlich der Prämierung von besonders guten Leistungen einzelner Mädchen statt, sodass die Preisträgerinnen bei ihrer eigenen Würdigungsfest als Serviererinnen fungierten.<sup>48</sup> Stadträumliche Platzierung und performative Praktiken im Bereich der Berufsfürsorge für jüdische Mädchen verbanden demnach geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen mit Rollenzuweisungen entlang von gesellschaftlichen Klassen.

Die topografische Situation in Bezug auf die weibliche Berufsfürsorge in den zwei weiteren wichtigen jüdischen Großgemeinden Hamburg und Frankfurt a. M. scheint diesen Befund zu stützen: In Frankfurt a. M. war die *Jüdische Haushaltungsschule* zunächst an zentraler Adresse auf der Töngesgasse 40 untergebracht, 1902 fand dann der Umzug in das nur knapp 300 Meter entfernte alte Stammhaus der Rothschilds in der Fahrgasse 148 statt. Dieses befand sich am Ausgang der ehemaligen Judengasse, nun Börnestraße und war nur hundert Meter von der zentralen Synagoge am Börneplatz entfernt.

In Hamburg residierte die *Israelitische Haushaltungsschule* im Haus der *Henry-Jones-Loge* des *B'nai B'rith* auf der Hartungstraße 9–11 (heutige *Hamburger Kammerspiele*). Damit waren diese beiden Einrichtungen der hauswirtschaftlichen Ausbildung jüdischer Mädchen an Standorten untergebracht, die mitten in den dichtesten Siedlungsräumen jüdischen Lebens (Frankfurt: rund um den Börneplatz, Hamburg: Rotherbaum/Grindel) lagen.

Weiterhin auffällig ist dabei, dass in Hamburg und Frankfurt a. M. die Institutionen der weiblichen Berufsfürsorge in ausgesprochen repräsentativen Gebäuden untergebracht waren. Diese waren zwar jeweils ursprünglich für andere Zwecke errichtet worden (Frankfurt) bzw. wurden gleichzeitig anderweitig genutzt (Hamburg), es handelte sich also um eine (Teil-)Umnutzung. Doch offensichtlich bestand im statlichen Charakter der Bauten kein Hinderungsgrund dort junge jüdische Frauen aus der Unterschicht unterzubringen. Vielmehr wurde hier offensichtlich signalisiert, dass sich diese jüdischen Gemeinden eine komfortable und prominent platzierte Unterbringung des zukünftigen weiblichen Dienstpersonals leisten konnte und wollte. Denn in den wohlhabenderen jüdischen Gemeinden Frankfurt a. M.s und Hamburgs, die obendrein über eine ausgeprägte jüdische Stiftungskultur verfügten,<sup>49</sup> war jüdische Armut weniger verbreitet und überdies weniger sichtbar als in Berlin. Dort konzentrierte sich im Scheunenviertel jüdisches Elend in direkter Nachbarschaft zum institutionellen Zentrum des jüdischen Bürgertums in drastischer Weise, was das bürgerliche Bestreben, sich von diesen in ihrer Armut erkennbaren Jüdinnen und Juden abzusetzen, verstärkt haben mag.

48 Vgl. *Mädchenhaus Pankow*, Bericht, Rechnungsabschluss und Verzeichnis der Mitglieder für 1899–1901, 1902, CJA, 1 A Be 2, Nr. 233 #463, Bl. 248.

49 Vgl. Ralf Roth, *Jüdische Stiftungsaktivitäten und Universitätsgründungen. Die Beispiele Frankfurt und Hamburg*, in: Thomas Adam/Manuel Frey/Rupert Strachwitz (Hg.), *Stiftungen seit 1800. Kontinuitäten und Diskontinuitäten*, Stuttgart 2009, S. 161–178, hier S. 161; Angela Schwarz, *Jüdische Stiftungen in Hamburg. Das Phänomen der wohltätigen Wohnraumversorgung*, in: *Medaon* 4 (2010) 7, S. 1–20, hier S. 6.

## Willkommen in der Randzone? – Zur (Un)Sichtbarkeit jüdischer Arbeitsloser und Durchwandernder in der Peripherie

Die von der *Kommission zur Beschränkung der Wanderbettelei des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes (DIGB)* im Februar 1902 eröffnete *Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee* auf der Wörthstraße 20 (heute Smetanastraße 53) verband wenigstens nominell das Engagement für die osteuropäisch-jüdischen Durchwandernden mit der beruflichen Fürsorge für die dauerhaft Eingewanderten.<sup>50</sup> Das 11.745 Quadratmeter große Grundstück hatte der jüdische Rittergutsbesitzer Ludwig L. Meyer 1899 dem *Deutsch-Israelitischen Gemeindebund* zum Zweck der Errichtung einer jüdischen Arbeiterkolonie als Schenkung überlassen.<sup>51</sup> Der primäre Zweck der innerhalb der folgenden zwei Jahre errichteten Arbeiterkolonie war es, umherziehenden jüdischen (männlichen) Bettlern sowohl deutscher jedoch vorwiegend osteuropäischer Herkunft eine Bleibe zu bieten und ihnen eine grundlegende dreimonatige Berufsausbildung bzw. eine Erwerbsbeschäftigung zu verschaffen.<sup>52</sup> Die Leitung der *Arbeiterkolonie* bemühte sich darum, ehemalige Kolonisten in Arbeitsstellen im Raum Berlin zu vermitteln, arbeitete also im Sinne einer dauerhaften Integration bleibewilliger osteuropäischer Juden in Deutschland zumindest auf ökonomischer Ebene.

Das vierstöckige Hauptgebäude war ein stattlicher Backsteinbau mit einzelnen verputzten Fassadenteilen und asymmetrisch gestalteten Dachgiebeln auf der linken und rechten Seite. Die architektonische Gestaltung bildete einen Brückenschlag zwischen einer aufwändigen Gestaltung, von der die teilweise verputzten Wandfelder und die unterschiedlich gestalteten Giebel zeugen, und einer zweckmäßigen Bodenständigkeit, die durch die optische Dominanz des Baumaterials Backstein signalisiert wurde. Ebenso wie beim *Zweiten Waisenhaus der jüdischen Gemeinde* scheinen hier das Anliegen einer souveränen Repräsentation gegenüber der nichtjüdischen Öffentlichkeit und weitere gestalterische Strategien, auf die im Folgenden eingegangen wird, zusammenzuzelfießen. Ähnlich wie beim *Zweiten Waisenhaus* hatte der *Verein Jüdische Arbeiterkolonie* auch hier eine Ludwig Meyer gewidmete Stifertafel prominent im Bereich des Eingangstors platziert.<sup>53</sup>

Auf dem nördlichen Teil des Geländes befanden sich ein niedrigeres Gebäudeteil mit Werkstatt und Tischlerei, einem Schuppen, Ställen und Toiletten. Dort verrichteten die Kolonisten Schneiderarbeiten und stellten unterschiedliche Produkte wie Säрге, Teppichklopfer, Spazier- und Schirmstöcke, Gürtel, Hosenträger, Bürsten, Zigarren und Drahtgeflechte her.<sup>54</sup>

50 Vgl. Voigt, *Wohlfahrtspflege*, S. 119; Daniela Gauding, *Die jüdische Arbeiter-Kolonie in Weißensee*, in: Aliza Cohen-Mushlin/Hermann Simon/Harmen H. Thies (Hg.), *Beiträge zur jüdischen Architektur in Berlin*. Internationales Kolloquium am 12. Juni 2008 in Berlin, Petersberg 2009, S. 70–82, hier S. 80.

51 »Erster Rechenschaftsbericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl‹ in Weißensee bei Berlin. Bis 31. December 1902«, Januar 1903, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 8.

52 Im Jahre 1903 waren beispielsweise 58 von insgesamt 71 Kolonisten osteuropäischer Herkunft, vgl. »Zweiter Rechenschafts-Bericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl‹ in Weißensee bei Berlin über das Geschäftsjahr 1903«, CAHJP, D/Be4/411, unpag.; Voigt, *Wohlfahrtspflege*, S. 119.

53 Vgl. »Zweiter Rechenschafts-Bericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl‹ in Weißensee bei Berlin über das Geschäftsjahr 1903«, CAHJP, D/Be4/411, unpag.

54 Gauding, *Arbeiter-Kolonie*, S. 76 f.

Entsprechend des zweiten Teils der statutarischen Bestimmungen, nämlich der »Gewährung eines vorübergehenden Asyls für die Deutschland passierenden jüdischen Auswanderer«,<sup>55</sup> war im hinteren Teil des Grundstücks in selber Bauweise und Fassadengestaltung ein Asyl für jüdische Durchwandererfamilien aus Osteuropa untergebracht,<sup>56</sup> während sich die Schlafsäle der eigentlichen Kolonisten im Hauptgebäude zusammen mit den Verwaltungsräumen, Küche, Speisesaal und Synagoge befanden.<sup>57</sup> In dieser topografischen Gestaltung zeigt sich zweierlei: Einerseits bestand offensichtlich das Bedürfnis, die Bewohner des Asyls von den Kolonisten und auch vom Personal der *Arbeiterkolonie* räumlich zu trennen. Diese Strategie entsprach der vom Verein verfolgten Zielrichtung der wohlfahrtlichen Praktiken, die Pflinglinge der Kolonie nach ihrer dreimonatigen Ausbildung in Arbeitsstellen im Berliner Raum zu vermitteln, sie also sesshaft zu machen und in das deutsche Wirtschaftssystem zu integrieren.

Auf diese Weise wurde auch ein soziales Gefälle innerhalb der Klientel der Kolonie und derjenigen des Asyls festgeschrieben. Die Kolonisten durften im repräsentativeren Hauptgebäude zwar räumlich getrennt jedoch in unmittelbarer Nähe des Personals der *Arbeiterkolonie* wohnen und – damit wird die zweite implizite Aussage dieser Platzzuweisung berührt – sie waren im Wortsinn sichtbar nach außen. Die Schlafräume der Kolonisten hatten großzügige Fenster – die Beschreibungen der Kolonie betonen die lichten Räume der Gebäude – und lagen der Hofseite sowie der Straßenseite zugewendet.<sup>58</sup> Passantinnen und Passanten konnten zumindest beschränkt Einsicht in den Koloniealltag nehmen.

Die hierarchischen Differenzen zwischen den beiden Zielgruppen, die von Asyl und *Arbeiterkolonie* profitieren sollten, manifestierten sich auch in baulichen Details der beiden auf den ersten Blick gleichwertig gestalteten Gebäude. So verfügte die Durchwandererunterkunft im Gegensatz zum viergeschossigen Hauptgebäude nur über drei Stockwerke. Außerdem waren die Stubenräume des Asyls im Keller untergebracht.<sup>59</sup> Insbesondere eingedenk des Umstandes, dass hier Familien mit Kindern untergebracht waren, lässt dies darauf schließen, dass man den beherbergten Flüchtlingen weniger Annehmlichkeiten angedeihen lassen wollte, als den arbeitenden Kolonisten. Die Kolonisten dagegen waren in »hohen luftigen Schlafräumen, aus deren Fenstern sich reizvolle Blicke über die im Sommer prächtigen Parks gleichenden naheliegenden Friedhöfe der jüdischen und katholischen Gemeinde hinweg, nach den in der Ferne hervortretenden Monumentalgebäuden der Reichshauptstadt öffnen«<sup>60</sup> untergebracht, ihr Speisesaal befand sich im Erdgeschoss, während das Kellerge-

55 »Satzungen des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee bei Berlin‹, 9.6.1901, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 1; »Erster Rechenschaftsbericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee bei Berlin. Bis 31. December 1902‹, Januar 1903, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 9.

56 Vgl. Gauding, *Arbeiter-Kolonie*, S. 75.

57 Vgl. Grundstückslageplan der *Arbeiterkolonie*, o. D., CJA, 1 C Ge 1, Nr. 940 #10830, Bl. 11.

58 Vgl. ebd.; »Erster Rechenschaftsbericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee bei Berlin. Bis 31. December 1902‹, Januar 1903, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 9.

59 Vgl. Gauding, *Arbeiter-Kolonie*, S. 76.

60 »Zweiter Rechenschafts-Bericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee bei Berlin über das Geschäftsjahr 1903‹, CAHJP, D/Be4/411, unpag.

schoß nur das Bad und Wirtschaftsräume beherbergte.<sup>61</sup> Aus den übererdig gelegenen Stockwerken des Asyls richtete sich der Blick auf einen im Lageplan als »Lagerplatz« ausgewiesenen Geländeteil, auf dem höchstwahrscheinlich Materialien für die danebenliegenden Werkstätte der Kolonie gelagert wurden und auf die Toilettenhäuschen.



Abb. 1: Grundstückslageplan der Arbeiterkolonie, ohne Datum. Quelle: Centrum Judaicum Archiv, 1 C Ge 1, Nr. 940 #10830, Bl. 11.

Bereits die letztgenannten Aspekte weisen darauf hin, dass nicht nur in der architektonischen Ausgestaltung der Gebäude, sondern auch in der topografischen Konzeption des Geländes der Arbeiterkolonie der unterschiedliche Umgang mit den Kolonisten und den Durchwandernden manifest wurde. Ein Blick auf den Lageplan (s. Abb. 1) zeigt, dass die Wegführung vom Haupteingang, der durch mannshohe Tore passiert wurde, dermaßen gestaltet war, dass im Asyl untergebrachte Personen zum Asyl gelangten, ohne das Hauptgebäude überhaupt zu betreten bzw. betreten zu können. Von der Inspektorenwohnung (Lageplan: A) im ersten Stockwerk aus bestand eine unbehinderte Sichtachse auf das Asylgebäude. Währenddessen verstellte das mit mittelhohen Bäumen und Büschen bepflanzte Rondell vor dem Hauptgebäude

61 Vgl. ebd.

den Blick vom Asyl auf die Schafsäle der Kolonisten (Lageplan: B und C) und umgekehrt. Überdies wurde der Weg vom Asyl zum linken Hintereingang des Hauptgebäudes, über den sowohl die Schafsäle als auch die Synagoge erreicht wurde, durch diese gärtnerische Gestaltung deutlich verlängert. Der einzige Eingang zum Asyl, das über keinen Hintereingang verfügte, war dagegen von unterschiedlichen Punkten auf dem Gelände gut einsehbar. Sowohl Wegeführung als auch die auf dem Gelände implementierten Sichtachsen zeugen davon, dass sich hier im Sinne von Michel Foucaults Analyse des Panoptikums die Überwachung und Kontrolle der Bewegung von Subjekten mit der Platzierung und Hierarchisierung von Körpern verband.<sup>62</sup> Kolonisten und Asylbewohnerinnen und -bewohner sollten möglichst konsequent voneinander getrennt werden und insbesondere letztere in ihrer räumlichen Separierung gut überwachbar bleiben.

Nicht zuletzt vermittelte die Platzierung des Asyls im rückwärtigen Teil des Grundstücks auch die hierarchische Differenzierung der Insassinnen und Insassen an die Öffentlichkeit und war daher sicherlich nicht willkürlich gewählt. Von der Wörthstraße aus zwar einsehbar, jedoch deutlich zurückgesetzt, grenzte es südlich lediglich an Grundstückspartellen im Besitz von Ludwig L. Meyer und östlich an das von den Pflinglingen der Kolonie bearbeitete Ackerland.<sup>63</sup> Für die Absichtlichkeit dieser topografischen Zuweisung spricht auch, dass die vorübergehende Beherbergung von jüdischen Transmigrantinnen und Transmigranten aus Osteuropa durch die *Arbeiterkolonie* innerhalb des Vorstands des *Vereins Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl* umstritten war. Dazu bemerkt der erste Rechenschaftsbericht des Vereins:

»Hingegen machte sich verschiedentlich Opposition gegen die Schaffung eines Emigrantenasyls geltend. Man wollte die Frage der Arbeiterkolonie nicht mit derjenigen der Auswanderung verquickt sehen, höchstens das Asylgebäude zum vorübergehenden Aufenthalt für Rückwandererfamilien verwenden.«<sup>64</sup>

Der Umstand, dass die Unterbringung von Rückwandererfamilien als die bessere Alternative im Gegensatz zur vorübergehenden Einquartierung von Durchwandernden angesehen wurde, erklärt sich dadurch, dass insbesondere in Berlin eine Art Rückstau von Transmigrantinnen und -migranten entstanden war, denen die Einreise nach Übersee, in der Regel in die USA, verwehrt worden war, oder die nicht über die Mittel für die Schiffspassagen verfügten.<sup>65</sup> Für die Weiterbeförderung dieser Gruppe hatte

62 Foucault führt dazu in *Überwachen und Strafen* aus: »Das Panopticon ist vielseitig einsetzbar: es dient zur Besserung von Sträflingen [...], zur Beaufsichtigung von Arbeitern, zur Arbeitsbeschaffung für Bettler und Müßiggänger. Es handelt sich um einen bestimmten Typ der Einpflanzung von Körpern im Raum, der Verteilung von Individuen in ihrem Verhältnis zueinander, der hierarchischen Organisation [...]« Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a. M. 1994, S. 264.

63 Vgl. Grundstückslageplan der *Arbeiterkolonie*, o. D., CJA, 1 C Ge 1, Nr. 940 #10830, Bl. 11; Gauding, *Arbeiter-Kolonie*, S. 73.

64 »Erster Rechenschaftsbericht des Vereins »Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl« in Weißensee bei Berlin. Bis 31. December 1902«, Januar 1903, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 9.

65 Rundschreiben des *Centralbureaus für jüdische Auswanderungsangelegenheiten*, 24.11.1905, CJA, 1 D Co 1, Nr. 19 #13287, Bl. 59.

sich im November 1901 eine Rückwandererorganisation gegründet, für die sich mit Paul Nathan, Siegmund Bergel und Siegfried Brünn auch drei Mitglieder des Vorstands des *Vereins Arbeiterkolonie und Asyl* engagierten.<sup>66</sup>

Der Konflikt innerhalb des Vorstands über die Nutzungsform des Asyls führte letztlich dazu, dass dieses vorerst überhaupt nicht in Betrieb genommen wurde, zumal »die vorgesetzten Behörden einen ähnlichen Wunsch zu verstehen gegeben«<sup>67</sup> hätten. Während also die ohnehin vor den Augen der Öffentlichkeit verborgene Unterkunft für osteuropäisch-jüdische Flüchtlingsfamilien leer stand, wurde im Hauptgebäude die Arbeitsdisziplin und Ordnungsliebe der Kolonisten zur Schau gestellt. In Weißensee betrug der jüdische Bevölkerungsanteil zum Zeitpunkt der Volkszählung 1925 nur 0,5 Prozent (im Gegensatz zu 17,9 Prozent jüdischer Bevölkerung in der Stadtmitte oder in Charlottenburg). Es war also im Wesentlichen eine nichtjüdische Öffentlichkeit, deren Wahrnehmung die Präsenz von jüdischen Durchwandernden möglichst entzogen werden sollte, und es war die öffentliche Verwaltung, mit der sich die in der jüdischen Wohlfahrt Engagierten gut stellen wollten, indem sie bereits auf nur ange-deutete Präferenzen auf Behördenseite umgehend reagierten.

Ähnliche Praktiken der räumlichen Distanzierung und der Lenkung des öffentlichen Blicks ließen sich auch in anderen Kontexten des Umgangs jüdischer Wohltätigkeit mit osteuropäisch-jüdischen Durchwandernden belegen. So wurden in den 1890er Jahren mit dem *Auswandererbahnhof Ruhleben* bei Berlin und den *Auswandererbaracken* am Hamburger *Amerika-Kai* Strukturen geschaffen, um Durchreisende aus Osteuropa auf ihrem Weg nach Übersee um die Stadtzentren herum weiterzuleiten. Jüdische Hilfsorganisationen wurden durch ihr Engagement für die Durchwandernden an diesen Umschlagstellen zu prägenden Akteurinnen dieser Infrastruktur.<sup>68</sup>

Im architektonisch-topografischen Arrangement der *Jüdischen Arbeiterkolonie in Weißensee* manifestierte sich ein komplexes Zusammenspiel von Differenzierungspraktiken, das sich als Differenzierung durch räumliche und visuelle Ausgrenzung zusammenfassen lässt. Die durchwandernden Jüdinnen und Juden aus Osteuropa sollten erstens nicht nur weitgehend von der übrigen jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung isoliert, sondern überdies zweitens ihre Sichtbarkeit durch die Lenkung des öffentlichen Blickes reduziert werden. Dieses Aufmerksamkeitsmanagement wurde schließlich drittens realisiert durch die territoriale Einschreibung einer starken Differenzierung zwischen akzeptierten und weniger akzeptierten Migrationsgruppen, wie das Beispiel *Arbeiterkolonie* gezeigt hat.

66 Bericht über Gründung einer Rückwanderungsorganisation am 4.11.1901, 1901, CJA, 1,75 D Co 1, Nr. 19 #13287, Bl. 45; »Erster Rechenschaftsbericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl‹ in Weißensee bei Berlin. Bis 31. December 1902«, Januar 1903, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 10.

67 »Erster Rechenschaftsbericht des Vereins ›Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl‹ in Weißensee bei Berlin. Bis 31. December 1902«, Januar 1903, CJA, 1 A Be 2, Nr. 299 #529, Bl. 10.

68 Vgl. dazu Tobias Brinkmann, »Grenzerfahrungen« zwischen Ruhleben und Ellis Island. Deutsche Durchwandererkontrolle und Ost-West-Migration 1880–1914, in: Leipziger Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 2 (2004), S. 209–229; Katja Wüstenbecker, Von Hamburg nach Amerika. Hilfsorganisationen für jüdische Auswanderer 1880–1910, in: Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte 91 (2005), S. 77–101.



## Nähräume von Gewicht – Ein Ausblick auf neue sozialarbeiterische Ansätze im Berliner Scheunenviertel

Unter dem Einfluss kulturzionistischer Tendenzen im deutschen Judentum,<sup>69</sup> progressiver Entwicklungen in Pädagogik und Sozialarbeit und schließlich innovativer Persönlichkeiten im Feld jüdischer Wohltätigkeitspraxis veränderten sich die Praktiken der Platzierung wohlfahrtlicher Institutionen für die jüdische Bevölkerung Berlins im Laufe der Zeit. Dieser Wandel lässt sich am Beispiel der *Israelitischen Koch- und Haushaltungsschule* verdeutlichen.

Sie wurde im Sommer 1898 als ein Teil des seit 1891 bestehenden Wohltätigkeitsprojektes *Israelitisches Heimathaus in der Gormannstr. 3* vom Ehepaar Herrmann und Johanna Abraham gegründet. Die jungen Frauen wurden unter Leitung von Johanna Abraham umfassend in den unterschiedlichen Zweigen der hauswirtschaftlichen Arbeit ausgebildet.<sup>70</sup> Der Schwerpunkt lag jedoch auf der Ausbildung der Zöglinge als Köchinnen und ließ sich des Weiteren gut in das Gesamtkonzept des *Israelitischen Heimathauses* integrieren, das auch die unentgeltliche oder kostengünstige Armenspeisung umfasste, für deren Durchführung die Kochschülerinnen verantwortlich waren.<sup>71</sup>

Im Fall der *Israelitischen Koch- und Haushaltungsschule* war die räumliche Nähe zur potenziellen Klientel Teil des Gesamtkonzepts des *Israelitischen Heimathauses*. Mit seinen unterschiedlichen Einrichtungen wurden Elemente der geschlossenen Fürsorge (Altersheim und Wohnheim für berufstätige oder in Ausbildung befindliche jüdische Mädchen), der halboffenen Fürsorge (Kindergarten und -hort; Koch- und Haushaltungsschule) und der offenen Fürsorge (*Israelitische Volksküche*) unter einem Dach kombiniert.<sup>72</sup> Das *Heimathaus* war also weniger eine Institution, in der eine bestimmte Zielgruppe wohlfahrtlicher Bestrebungen getrennt von anderen Empfängerinnen wohlfahrtlicher Leistungen untergebracht werden sollte, sondern ein Ort, an dem be-

69 Infolge des Ersten Weltkriegs kam es an der Ostfront zur kulturellen Begegnung deutsch-jüdischer Soldaten mit der osteuropäisch-jüdischen Bevölkerung, damit einhergehend entwickelten sich innerhalb des deutschen Judentums kulturzionistische Tendenzen, die eine stärkere spirituell-kulturelle jüdische Identität förderten. Zum sog. deutsch-jüdischen »Ostjudenerlebnis« vgl. Steven E. Aschheim, *Brothers and Strangers. The East European Jew in German and German Jewish Consciousness, 1800–1923*, Madison 1982, S. 139–184; Ulrich Sieg, *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe*, 2. Aufl., Berlin 2008, S. 195–216; Ulrike Schneider, *Der Erste Weltkrieg und das »Ostjudentum«*. Westeuropäische Perspektiven am Beispiel von Arnold Zweig, Sammy Gronemann und Max Brod, in: *Medaon* 10 (2016) 18, S. 1–14. Zu kulturzionistischen Tendenzen im urban-jüdischen Kontext vgl. Tobias Metzler, *Tales of Three Cities. Urban Jewish Cultures in London, Berlin, and Paris (c. 1880–1940)*, Wiesbaden 2014, S. 197.

70 Vgl. Spendenaufruf *Israelitisches Heimathaus und »Lehrplan und Satzungen der Israelitischen Koch- und Haushaltungsschule«*, o. D., CJA, 1 A Be 2, Nr. 298 #528, Bl. 42v, 43, 44v; Nadja Voigt, *Die Wohlfahrtspflege der Jüdischen Gemeinde*, in: Irene A. Diekmann (Hg.), *Juden in Berlin. Bilder, Dokumente, Selbstzeugnisse*, Berlin 2002, S. 118–127, hier S. 118.

71 Vgl. Spendenaufruf *Israelitisches Heimathaus und »Lehrplan und Satzungen der Israelitischen Koch- und Haushaltungsschule«*, o. D., CJA, 1 A Be 2, Nr. 298 #528, Bl. 44.

72 Peter Reinicke, *Pionier der Schulkinderspeisung in Deutschland Herrmann Abraham (1847–1932)*, in: Sabine Hering (Hg.), *Jüdische Wohlfahrt im Spiegel von Biographien*, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 2007, S. 21–33, hier S. 24.

dürftige jüdische Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen zusammenkommen, im Wortsinne eine Heimat finden sollten.

Die sozialintegrative Ausrichtung des *Israelitischen Heimathauses* war stark durch die Persönlichkeit Herrmann Abrahams geprägt, der auch in anderen Feldern seines vielfältigen sozialen Engagements progressive Positionen vertrat.<sup>73</sup> Die Platzierung im Scheunenviertel stellt also keinen Zufall oder Notbehelf dar, vielmehr war sie unabdingbar für den Charakter der Einrichtung und ist als ein erster Schritt in die Richtung der Arbeit des *Jüdischen Volksheims* zu verstehen, das 1916 auf der Dragonerstraße 22 im Scheunenviertel als soziale Unterstützungsinstitution und Bildungseinrichtung gegründet wurde.<sup>74</sup>

Nach dem Vorbild der angloamerikanischen Settlement-Bewegung praktizierte das Volksheim eine partizipative Sozialarbeit, die unter anderem beinhaltete, dass die Aktivistinnen und Aktivisten des Volksheims selbst im Scheunenviertel lebten,<sup>75</sup> um »tiefer in das Milieu des jüdischen Proletariats, in sein Wesen und seine Bedürfnisse einzudringen.«<sup>76</sup>

Im Sinne der kulturzionistischen Ideen sollte im *Volksheim* die Differenz zwischen deutschem und osteuropäischem Judentum zugunsten einer universalen Zugehörigkeit zum Judentum aufgelöst werden. In Verbindung mit den Einflüssen der Settlement-Bewegung führte dies dazu, dass diese soziale Einrichtung nun nicht nur im Nahbereich der Lebenssphäre seiner Zielgruppe positioniert wurde, sondern durch die Ansiedlung der jüdischen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Scheunenviertel überdies eine dauerhafte Nähe auf Körperebene hergestellt wurde. In der Platzierung des *Israelitischen Heimathauses* im Scheunenviertel deuteten sich diese späteren Entwicklungen in Richtung einer sozialintegrativen Arbeit in Teilen der jüdisch-deutschen Wohlfahrt also bereits an, und wurden im *Jüdischen Volksheim* weitergeführt.

## Schluss

Der vorliegende Beitrag hat gezeigt, dass Strategien der Einschreibung von sozioökonomischer, herkunftsbezogener und geschlechtsspezifischer Differenz ein wesentlicher Faktor für das Verständnis der Praktiken der Platzierung von Institutionen jüdischer Berufsfürsorge in Berlin um die Jahrhundertwende waren. Dabei konnten drei implizite Strategien identifiziert und ihre Funktionsweise analytisch ausdifferenziert werden, die soziale Disziplinierung durch Platzierung in der Peripherie, soziale Distinktion durch die Herstellung von Nähe und ein *doing difference* der räumlichen und visuellen Ausgrenzung.

Als übergreifende Erkenntnis aus der Untersuchung der territorialisierten Platzierung von Einrichtungen der jüdischen Berufsfürsorge in der Berliner Metropolregion

---

73 Vgl. ebd., S. 24–31.

74 Vgl. »Das Jüdische Volksheim Berlin – Erster Bericht – Mai/Dezember 1916«, 1916, CAHJP, D/Be4/338, Bl. 5, 20.

75 Vgl. ebd., Bl. 5. Zur pädagogischen Ausrichtung des Volksheims und dem zeitgenössischen Kontext der Settlement-Bewegung vgl. Gillerman, Germans, S. 136–153.

76 »Das Jüdische Volksheim Berlin – Erster Bericht – Mai/Dezember 1916«, 1916, CAHJP, D/Be4/338, Bl. 5.

und der architektonisch-topografischen Gestaltung beim Fallbeispiel *Jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee* lassen sich vier Ergebnisse bündeln:

Die historiografische bzw. soziologische Auseinandersetzung mit Einschreibungen von Differenz in architektonisch-räumliche Arrangements muss immer auch deren Wirkungen auf die Körper, die sich in ihnen, zwischen ihnen und im Umfeld von ihnen bewegen, miteinbeziehen. Die Beispiele der zwischen Stadtzentrum und Peripherie pendelnden Lehrlinge, der in die Haushalte der Wohltäterinnen und Wohltäter entsendeten Dienstmädchen in Ausbildung und der separierten Unterbringung der Pflegerlinge der *Jüdischen Arbeiterkolonie* und der jüdischen Flüchtlingsfamilien im dazugehörigen Asyl zeigen ein unauflösliches Konglomerat zwischen Artefakten und Körpern.

Obgleich die analytische Metapher eines jüdischen Stadtgeflechts, in dem Platzierungen von Institutionen und mithin von Personengruppen bzw. Körpern eine eigene Dynamik entfalten, strukturierend und erkenntnisförderlich wirkt, muss berücksichtigt werden, dass solche territorialen Beziehungsnetze zunächst nur eine Analyseperspektive darstellen, im konkreten historischen Kontext jedoch stets mit anderen Geflechten interferierten. Nur auf diese Weise wird etwa erklärbar, warum die jüdische Wohlfahrtspflege unterschiedlichste Mechanismen entwickelte, um die jüdischen Flüchtlinge aus Osteuropa aus öffentlichen Räumen auszugrenzen, nämlich um die nichtjüdische Bevölkerung sowie die kommunalen Verwaltungsbehörden nicht auf ihre Präsenz aufmerksam zu machen. Die Frage, an wen die markierte Differenz letztlich vermittelt werden sollte, lässt sich also nur durch eine solche Erweiterung des analytischen Fokus' beantworten.

Weiter stellt sich die Frage, welchen Kategorien von Differenz die diesbezüglichen Einschreibepraktiken in der jüdischen Wohlfahrt Vorrang einräumten, ob also bestimmten Kategorien seitens der Protagonistinnen und Protagonisten aus dem jüdischen Bürgertum »universelle Strukturierungskraft«<sup>77</sup> zugeschrieben wurde: Die Untersuchung hat gezeigt, dass die in der Wohlfahrt engagierten Jüdinnen und Juden offensichtlich den Differenzkategorien der geografisch-kulturellen Herkunft und der sozioökonomischen Schichtzugehörigkeit ein Primat gegenüber der Geschlechterordnung einräumten. Zwar schlugen sich in der stadträumlichen Platzierung der Institutionen geschlechtsspezifische Vorstellungen über die Gefahr des Müßiggangs bei jungen Männern und die offenbar von jungen Frauen erwartete stärker ausgeprägte Standhaftigkeit nieder. Allerdings ordnen sich diese dem Distinktionsstreben des jüdischen Bürgertums unter. Dieses äußerte sich einerseits in der räumlichen Isolation männlicher Jugendlicher von den Verführungen der Großstadt und andererseits in der Platzierung des (zukünftigen) weiblichen Dienstbotenpersonals in der Nähe der eigenen Alltagswelt.

Schließlich konnte in der Analyse der Platzierung weiblicher Institutionen der Berufsfürsorge weiter gezeigt werden, wie auch mittels des überregionalen Vergleichs raumbezogene Einschreibungen von Differenz analytisch klarer gefasst werden können. Die in Bezug auf die stadträumliche Verteilung der Einrichtungen der weiblichen Berufsfürsorge in den jüdischen Großgemeinden Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg herausgearbeiteten Parallelen und Unterschiede gaben Aufschluss über den Einfluss der Sozialstruktur der jüdischen Gemeinden auf das Distinktionsstreben ihrer bürgerlichen Mitglieder.

---

77 Heide Wunder, *Er ist die Sonn', sie ist der Mond. Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992, S. 264.

**Anna Michaelis** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Universität Duisburg-Essen, Abteilung Neuere und Neueste Geschichte. Ihre Forschungsinteressen umfassen jüdische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts, Körper- und Gesundheitsgeschichte sowie die Rolle von Temporalität und Praxeologie in der Geschichtsschreibung. In ihrer Dissertation »Die Zukunft der Juden.« Strategien zur Absicherung jüdischer Existenz in Deutschland (1890–1917) (Campus 2019) beschäftigt sie sich unter anderem mit jüdischer Wohltätigkeit im Kaiserreich als Praxis bürgerlicher Selbstvergewisserung und Zukunftssicherung.  
E-Mail: [anna.michaelis@uni-due.de](mailto:anna.michaelis@uni-due.de)